

Gerhard Lohfink

WEIHNACHTEN UND DIE ARMUT

„Die Hirten gingen eilends hin, und sie fanden Maria und Josef und das neugeborene Kind, das in der Krippe lag“ (Lk 2, 16).

Seit vielen Jahrhunderten versuchen die Menschen, sich im Bilde vorzustellen, was die Hirten damals gesehen haben, als sie das Kind in der Nacht fanden. Die Maler haben es gemalt, die Krippenbauer haben es dargestellt. Sie zeigen uns Maria, wie sie bei dem Kinde kniet, eingehüllt in einen kostbaren Mantel, der mit wunderbarem Faltenwurf zur Erde fließt. Bei ihr steht Josef, demütig und gut. Und dann das Kind: ein Angesicht voll Weisheit und Verstehen und Liebe. Über dem Stall leuchtet hell der Stern, überall glühen Farben auf, das Dunkel der Nacht ist erfüllt von himmlischem Licht. — Es ist wohl nicht ganz falsch, daß die Maler das so malen, und daß die Krippenbauer das so darstellen. Sie wollen damit vor allem die innere Wirklichkeit der Geburt Christi andeuten: die innerliche Schönheit und Liebe im Herzen der heiligen Personen, und daß diese Heilige Nacht voll Wunder ist, weil Gott in die Welt kommt.

Trotzdem dürfen wir nicht vergessen, daß die äußere Wirklichkeit damals anders ausgesehen hat. Jesus ist in Armut geboren worden. Da war keine gemütliche Scheune, angefüllt mit warmem Stroh, da war kein Boden mit Moos bedeckt. Vieles spricht dafür, daß Jesus in einer Höhle zur Welt kam, inmitten nackter Felswände. Der Ikonenmalerei des Ostens war die Höhle bei der Darstellung der Geburt übrigens eine Selbstverständlichkeit. Sie steht damit in einer Überlieferung, die von dem apokryphen Protevangelium des Jakobus beeinflusst ist. Die Lokaltradition in Bethlehem, die bis ins 2. Jahrhundert zurückreicht, sowie Justinus (Dial. 78, 5) und Origenes (contra Cels. I, 51) bestätigen diese Überlieferung. Es war wohl eine Höhle, wie wir sie noch heute rund um Bethlehem finden können: fern jeder Romantik, alltäglich, sachlich wie ein Geräteschuppen, für eine Geburt so traurig wie die Trümmerkeller, in denen nach dem letzten Krieg die Menschen Zuflucht suchten.

Und Jesus lag in einer Krippe. Aber daran hängt schon wieder unsere ganze Krippenromantik. Sagen wir lieber, er lag in einem Futtertrog, vielleicht aus Lehm gestampft, vielleicht auch aus Steinen. Wenn Lukas die „Krippe“ eigens erwähnt, so will er damit wohl bewußt auf die Armut der Geburt Jesu aufmerksam machen. Und Jesus

selbst? Er trägt keinen Heiligenschein, er ist kein halber Erwachsener mit klugen und wissenden Augen, er ist ein winziges Stück Leben, kläglich und hilflos, wie alle Kinder nach ihrer Geburt.

Aber sind nicht wenigstens die Hirten gekommen, um das Kind zu sehen und von dem „Lichtglanz des Herrn“ zu künden, den sie durch die Engel geschaut hatten? Ja gewiß, sie sind gekommen. Aber gerade am Kommen der Hirten zeigt sich die ganze Einsamkeit und Armut, in der Jesus auf die Welt kommt. Denn die Hirten waren damals in Palästina verachtet. Man sagte ihnen nach, sie würden ihre Herren um den Ertrag der Herden betrügen. Die Hirtenworte, die Jesus später gesprochen hat, sind die einzigen positiven Aussagen, die sich in der damaligen Literatur über Hirten finden. Verwundert fragen sich die Rabbinen, wie es angesichts der Verächtlichkeit der Hirten möglich sei, daß Gott im Psalm 22, 1 „mein Hirte“ genannt werde. Und in zwei rabbinischen Listen räuberischer und betrügerischer Gewerbe werden auch die Hirten aufgezählt (Theol. Wörterbuch zum NT VI, 487f.). Sie gelten als notorische Betrüger, sie haben keine bürgerlichen Ehrenrechte, sie sind asozial, ausgeschlossen aus der Gemeinschaft der wohlständigen Dorfbewohner. Das paßt genau zu dem, was mit Maria und Josef in jener Nacht geschehen ist. Auch sie waren ja damals ausgeschlossen aus der Gemeinschaft, „denn es gab für sie keinen Platz in der Herberge“ (Lk 2, 7).

Das ist also die Geburt Christi: Statt Macht — Ohnmacht. Statt Überlegenheit — Hilflosigkeit. Statt Lichterglanz — Dunkelheit. (Die Engel sind nur den Hirten erschienen.) Nichts war niedlich, und die Höhlenwände waren nicht romantisch. Die Freude an Ruinen beginnt erst mit Altdorfer, und die Schäferromantik war noch nicht erfunden.

Wir dürfen nun freilich nicht in das gegenteilige Extrem verfallen und aus einer Überbetonung der äußeren Armut eine Slumatmosphäre herstellen, die von Dreck starrt. Das wäre im Grunde nur eine neue Romantisierung, die wohl nicht den Tatsachen entspräche, die zudem an das alte Palästina die Maßstäbe unserer heutigen Zivilisation anlegte und unsere eigene, hochgezüchtete Sensibilität voraussetzte. Das Erschütternde an Bethlehem ist vielleicht gerade die

Gewöhnlichkeit und Unauffälligkeit, in der Gott Mensch wird. Außerdem: was Armut ist, läßt sich nicht unter dem Aspekt der Wohnkultur ausschöpfen. Arm sein heißt auch, eingehen in die Zufälligkeiten und Bedingtheiten des jeweiligen Tages, ohne die Macht zu haben, seine Situation zu ändern. Arm sein heißt ausgeliefert sein an diese Welt; nahe bei der Armut wohnen die Unsicherheit und Ungeborgenheit. Das ist übrigens ein entscheidender Gesichtspunkt der Armut im Alten Testament. Dort denkt man fast noch mehr an die Rechtlosigkeit und menschliche Ohnmacht der Armen als an ihre materielle Bedürftigkeit. Wundern wir uns nicht, wenn wir Jesus auch in diesem Sinne arm finden: „Die Füchse haben Höhlen, die Vögel des Himmels Nester, der Menschensohn aber hat nichts, wohin er sein Haupt legen könnte“ (Lk 9, 58).

Um die Armut von Bethlehem noch besser verstehen zu können, müßten wir nun erwägen, wer Christus ist: wie er aus dem unendlichen Reichtum Gottes kommt, aus „unzugänglichem Licht“ (1 Tim 6, 16), aus der Geborgenheit Gottes des Vaters, aus der „Herrlichkeit, die er beim Vater hatte, noch ehe die Welt war“ (Jo 17, 5). Wie er „der einzige, göttliche Sohn ist, der am Herzen des Vaters ruht“ (Jo 1, 18). Und wie er nun ein armes Kind geworden ist. Aber hier versagt unsere Vorstellungskraft schon. Die dunkle Höhle ist unserer Anschauung noch zugänglich, die Lichtfluten Gottes können wir ahnen, wie beides in einem Herzen zusammensein kann, ist uns unfaßbar. So wiederholen wir nur immer wieder die Sätze der Heiligen Schrift, in unserem Mund oft nur Worte, aber doch die heiligsten Worte, die wir haben: „Das Wort ist Fleisch geworden“ (Jo 1, 14). „Er entäußerte sich, nahm Knechtsgestalt an und ward den Menschen gleich“ (Phil 2, 7). „Er wurde arm wie ein Bettler, obwohl er reich war“ (2 Kor 8, 9).

Hätten wir doch noch etwas von dem Entsetzen, das den Irrlehrer Marcion gepackt hat, als er über die Geburt Christi nachdachte! Er hatte, wie alle Gnostiker des 2. Jahrhunderts, ein sehr ausgebildetes Gespür für die Jenseitigkeit und alles übersteigende Herrlichkeit Gottes. Die Armut und Selbstenäußerung Christi wurden ihm ein furchtbares Ärgernis. Er hat in seinen Gemeinden die Kindheitsberichte der Evangelien einfach abgeschafft. Er läßt Christus in der Synagoge von Kapharnaum zum ersten Male in die

Welt kommen — mit einem Scheinleib, und man überliefert von ihm das Wort: „Schafft endlich die Krippe fort und die eines Gottes unwürdigen Windeln.“ Marcion hat, bei aller Erluchtung, von der die Gnostiker träumen, die wirkliche Größe Gottes doch nicht begriffen. Gott ist so groß, daß er ein Kind werden kann. Wir könnten aber von Marcion lernen, die Krippe nicht als eine Selbstverständlichkeit hinzunehmen und wenigstens darüber zu erschrecken, daß Gott arm wird.

Warum kommt Gott nur in Armut? Wir fürchten sie ja, die Armut; es soll keiner behaupten, er wäre gerne arm. Wir geben Geld aus, wir schaffen an, wir verschaffen uns alles, was wir brauchen und was uns gefällt, wir sichern uns ab gegen alle Eventualitäten; sagen wir ja nicht, Armut sei uns etwas Natürliches. Warum also wählt Gott das Unnatürliche, das, was uns nicht in den Sinn käme, warum kam er in so bitterer Armut?

Jesus hat uns selbst die Antwort darauf gegeben. Der selbe Evangelist Lukas, der von der Krippe und den Windeln berichtet, erzählt uns auch, wie Jesus viele Jahre später in der Synagoge seiner Heimatstadt eine Predigt hält. Es ist bei Lukas die erste Schilderung des Auftretens Jesu, sie hat programmatische Bedeutung. Jesus geht nach vorn, und er nimmt als Schrifttext für seine Predigt das Wort aus dem Propheten Isaias: „Der Geist des Herrn ruht auf mir, denn er hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, den Armen frohe Botschaft zu bringen, Befreiung zu verkünden den Gefangenen, den Blinden ihr Augenlicht zu geben, Mißhandelte in Freiheit zu setzen und zu verkünden ein Gnadenjahr des Herrn“ (Lk 4, 16 ff.).

Indem Jesus diese Verheißung des Alten Testaments aufnimmt, lehrt er seine Zuhörer unmißverständlich, daß jetzt in ihm in Erfüllung geht, was Isaias damals verkündet hat. In ihm kommt nun endgültig die Herrlichkeit und die Herrschaft Gottes in die Welt. Die Überfülle des göttlichen Reichtums verschwendet sich als schenkendes Erbarmen an die Menschen, so daß die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben hören, die Toten aufstehen (Lk 7, 22). Diese göttliche Herrlichkeit, die wie ein überreiches Gastmahl den Armen und Krüppelnden von den Straßen und Zäunen (Lk 14, 21) angeboten wird, erscheint sichtbar in der Gestalt Christi. Der Reich-

tum und der Glanz Gottes spiegeln sich wider auf seinem Antlitz. Und doch, sie spiegeln sich nicht in menschlichem Reichtum. Alle Analogie muß die Gleichheit und die Verschiedenheit betonen. In der Analogie zwischen göttlichem und menschlichem Reichtum ist die Verschiedenheit so groß, daß sich der Reichtum Gottes nur in der Armut widerspiegeln kann. So wurden schon zu Beginn des Lebens Christi die Krippe und die Windeln zum Zeichen, an dem die Hirten den Messias erkennen konnten: „Geboren wurde euch heute der Retter, der Messias und Herr. Und dies wird euch *zum Zeichen* sein: ihr werdet ein Kindlein finden, das in Windeln gehüllt ist und in einer Krippe liegt“ (Lk 2, 11f.). Die Armut wird also zum Zeichen des Messias, verhüllendes und offenbarendes Zeichen. Man wird ihn an seiner Armut erkennen, und die Armen wissen dann: Unser Retter ist gekommen.

Aber Christus ist nicht nur der Offenbarer, der vom Vater kommt, sondern er steht selber als Mensch unter der Fülle und dem Reichtum des Gottes, der an den Menschen handelt. Und so zeigt er uns noch etwas anderes: nur die arm sind, können von dem überschwenglichen Reichtum Gottes ergriffen werden. Gott ist vor allem deshalb ein Gott der Armen, weil er nur den Armen seinen ganzen Reichtum schenken kann. (Mit dem Instinkt des Heiligen sah das der Pfarrer von Ars: „Unsere Vorräte hemmen den Strom seiner Barmherzigkeit, und unser Mißtrauen hält seine Wohltaten auf.“) Darum preist Christus die Armen selig, und darum liebt er sie so. „Selig ihr Armen, denn euer ist das Reich Gottes. Selig, die ihr jetzt hungert . . . selig, die ihr jetzt weint . . . selig seid ihr, wenn euch die Menschen ausschließen aus ihren Reihen“ — das sind seine Worte (Lk 6, 20 ff.). Es ist bestürzend, und man bekommt Angst, wenn man sieht, wie Jesus die Armut geliebt hat. Und wenn wir auf seine Geburt blicken, dann spüren wir, wie er bei sich selber ernst machte mit dem, was er später verkündete, von der ersten Stunde seines Lebens an.

Die Heiligen haben das verstanden. Auf Schritt und Tritt suchen sie die Armut Jesu nachzuahmen und finden ihre Seligkeit darin: die heilige Theresia von Lisieux, die sich freute, als man ihren Wasserkrug mit einem plumpen und häßlichen Gefäß vertauscht hatte; der heilige Franz von Assisi, der nicht an einem reich gedeckten Tisch sitzen wollte,

sondern vor den Brüdern auf dem Boden sitzend sein Essen nahm; der große Charles de Foucauld, dem die Armut eines Trappistenklosters nicht genügte; der heilige Pfarrer von Ars, von dem ein rührend komisches Wort überliefert ist, hinter dem doch tiefer Ernst steht: „Kann ich denn nie die Armut in meinen Haushalt kriegen?“ (Als ihm jemand heimlich neues Geschirr in sein Pfarrhaus gestellt hatte.)

Es ist gut, die Armut der Heiligen ruhig zu betrachten. In ihrer Armut spiegelt sich für uns die Armut Christi wider. Denn man kann zu dem Problem der christlichen Armut in unserer Zeit sehr viel sagen. Man kann zeigen, daß Armut und Reichtum damals, als es noch keine dynamische Wirtschaftsentwicklung gab, anders zu bewerten waren als heute. Man kann auf gesellschaftliche, ökonomische und missionarische Notwendigkeiten hinweisen, die heute vielfältige Formen von Besitz erfordern. Man kann sagen, daß man klug abwägen müsse und daß der Geist der Armut wichtiger sei als das physische „Nichtbesitzen“. Das alles ist sicher berechtigt. Und trotzdem steht dann mit einemmal die Frage der Armut wieder von neuem auf, in ihrer ganzen Ursprünglichkeit, ohne sich einordnen zu lassen in unsere Systeme der Klugheit, die Armut mit ihrer Torheit und ihrer Seligkeit, die Armut Christi und der Heiligen. Vor dem „Selig, ihr Armen“ und dem „Wehe euch, ihr Reichen“ müssen wir verstummen. All unsere Erklärungen erscheinen da unangemessen, und nirgendwo bleibt die Exegese so unbefriedigend wie hier . . .

Die Armut um Christi willen ist etwas, wo wir sehr allein sein können, und man erlangt sie auch nicht von heute auf morgen. Es ist schon viel, wenn wir unruhig werden vor ihrem Anruf, der an uns ergeht gegen die Weisheit der Weisen und gegen die Klugheit der Klugen (1 Kor 1, 19). Letzten Endes ist die Armut Christi „ein Geheimnis, das wir lebenslang ergründen müssen. Je mehr wir *darin* eindringen, desto mehr entdecken wir, wie sehr es Geheimnis ist“ (René Voillaume). So, wie auch die Geburt Christi ein Mysterium ist, das wir nie ausschöpfen können. Eins bleibt aber dabei sicher: wenn wir das Kind in der Krippe wirklich lieben, dann müssen wir auch seine Armut lieben.

Aus: Geist und Leben, Würzburg, 35/6.